

„Eine Hoffnung ohne Grenzen...“

Aus dem Alltag eines Klinikseelsorgers: Atemberaubend. Erschütternd. Herzerfrischend.

„Leicht gebt den Rat ihr, den bequemen, das Leben nicht so schwer zu nehmen. Doch scheint mir oft, dass ihr nicht wisst, wie schwer das Leben wirklich ist.“ Mit diesen Worten bringt der Dichter Eugen Roth (1895-1976) seine gesunde Skepsis gegenüber billigem Trost zum Ausdruck, der gerne in Form gut gemeinter Ratschläge daherkommt. In der Klinik erlebe ich es tagtäglich: Das Leben ist in der Tat schwer – manchmal bis ins Unerträgliche hinein.

Ich denke zurück an Sarah. Sie war neun Jahre alt und an Leukämie erkrankt. Ich durfte sie auf ihrem Kommunionweg kennenlernen. Allen Beteiligten – auch ihr selbst - war klar, dass die Erstkommunion das letzte Fest sein würde, das sie feiern kann. Ich spüre es noch heute, wie verunsichert, verstört und ohnmächtig ich mich damals oft gefühlt habe. Wie soll das gehen: Gemeinsam mit ihr ein Fest der Gemeinschaft, Freude und Hoffnung vorbereiten? Wenn noch nicht einmal klar ist, ob sie dieses Fest noch mitfeiern kann? Wie sollen wir gemeinsam singen und beten, lachen und tanzen, wenn uns eigentlich nur zum Heulen zumute ist? Was mag in ihr selbst, ihren Geschwistern, Eltern, Großeltern und Freundinnen vorgehen? Wie viele schlaflose Nächte mussten sie bereits durchstehen? Wie viele weitere werden noch auf sie zukommen? Wer kann ihre Tränen zählen?

Was ist das überhaupt für ein Gott, der unsägliches Leid unzähliger Menschen zulässt? Der scheinbar zusieht und schweigt? Als ob es ihm gleichgültig wäre. Der soll gut, gerecht und barmherzig sein? Gibt es ihn überhaupt? Oder ist er nur eine Projektion unserer Sehnsucht nach Heilung und Heil? Ich finde bis heute keine glatten Antworten auf diese Fragen. Und bin skeptisch gegenüber allen noch so gut gemeinten Erklärungsversuchen, die diese Grundfragen unseres Lebens bereits im Keim ersticken.

Eine konkrete Antwort habe ich durch Sarah gefunden: Wo immer wir unsicher waren, hat sie uns an der Hand genommen und gezeigt, wie ihr Kommunionweg geht. Sie hat sich wie ein Kind auf dieses Fest gefreut – und sich darauf vorbereitet mit einer inneren Reife, die ich auch bei Erwachsenen nur selten erlebe. Mit ihr durften wir in einer neuen, tieferen Weise einen Gott kennen lernen, der für uns ein Leben in Fülle will (*vgl. Joh 10,10*) – ein Leben voller Lachen und Weinen, voller Schweigen und Reden; ein Leben voller Farben und Musik in allen Schattierungen – ein vielfältiges, buntes Leben in allem Sichtbaren und Unsichtbaren. Wir konnten am Weißen Sonntag gemeinsam mit Sarah um den Altar tanzen – etwas langsamer und noch behutsamer als sonst. Sie hat meine Hand gedrückt und dabei still in sich hinein gelächelt. Sie trug das weiße Gewand, das an ihre Taufe auf den Tod und die Auferstehung Christi erinnert (*vgl. Gal 3,27; Röm 6*). Es war Sarahs Wunsch, dass sie es auch im Sarg

auf ihrer letzten irdischen Reise angezogen hat.

Dass der christliche Glaube auf zwei Beinen daherkommt, ist eine alte Einsicht. In der Begegnung mit Sarah habe ich gelernt, dass auch unsere Hoffnung als Christinnen und Christen auf zwei Beinen daher kommt. Das eine Bein steht für die Hoffnung von Tag zu Tag, von heute auf morgen: Die Hoffnung auf einen guten Befund, eine hilfreiche Therapie und auf Menschen, die für mich da sind. Diese Hoffnung hat Grenzen; sie kann ent-täuscht werden. Das andere Bein steht für die Hoffnung durch den Tod hindurch und über ihn hinaus. Diese Hoffnung hat keine Grenzen.

Heribert Scherer 2/2020